

Schattenspringer

von Maniola Jurtina

Am Anfang war es ein Spiel. Er war noch klein, kannte die Ein- und Ausgänge des Lebens nicht und sprang unbekümmert von der Sonne in den Schatten und wieder zurück in die Sonne; Sonne, Schatten, Sonne und immer so weiter.

„Was machst Du da, Junge?“, fragte ihn der Großvater, der ihn bei seinem Spiel beobachtete.

„Ich verstecke mich, siehst Du das nicht, Opa!“ Der Opa konnte es nicht sehen. Er war schon alt und verstand das Versteckspiel seines Enkels nicht.

„Ich sehe Dich doch, kann Dich umarmen, hochheben mit Dir sprechen, also bist Du noch da!“ Kopfschüttelnd widersprach er dem Enkel.

„Schau, Opa, wenn ich von der Sonne in den Schatten springe, verschwindet auch mein Schatten!“ Bei der Erklärung sprang der Junge erneut in den Schatten und weil sein Kopf noch einen Schatten warf, machte er einen weiteren Schritt, so dass der kleine Schatten vom großen Schatten verschluckt wurde.

„Siehst Du, Opa, ich löse mich einfach auf und keiner kann mich mehr ärgern!“

Der Schattenspringer wuchs heran. Sein Lieblingsspiel begleitete ihn bis das letzte Sonnenlicht verschwand und er vom größten aller Schatten verschluckt wurde.

Vor den Toren Dresdens liegt, eingebettet in den sächsischen Bergen, ein gigantischer Gebäudekomplex. Wie ein weißer Stöpsel in der Badewanne fügt er sich in die Landschaft des Kreischaer Beckens ein. Es ist die erste private europäische medizinische Akademie für Rehabilitation. Wer hier landet, wähnt sich auf den ersten Blick in einem französischen Erholungspark, der von Wasserspielen umschmeichelt wird. Der zweite Blick offenbart

allerdings, dass sich hier Menschen aufhalten, denen viel Unglück widerfahren ist. Nur das Klinikpersonal scheint das Recht zu haben auf zwei gesunden Beinen zu gehen. Von den gefühlten Millionen Patienten dagegen kommen die wenigsten ohne Gehhilfen, Rollstuhl oder Prothesen aus und die leiden in der Mehrzahl an anderen schweren Erkrankungen, deren Symptome selbst für einen medizinischen Laien sofort einem Krankheitsbild zugeordnet werden können.

Eine durchdachte Logistik gibt allen Patienten während des Aufenthaltes eine Struktur und hilft ihnen sprichwörtlich wieder auf die Beine. Vom Frühstück bis zum Abendbrot wechseln sich die Behandlungen ab. In der Gleichförmigkeit der sich wiederholenden Termine vergeht die Zeit wie im Flug. Patienten kommen und gehen. Eine ständige Fluktuation.

Beim ersten Zusammentreffen mit Patienten, die sich in den einzelnen Ebenen und auf der Suche nach ihren Behandlungszimmern zahlreich sammeln, drängt sich den Neankömmlingen die Frage auf, ob irgendwo ein Krieg tobt, der jungen Männern die Gliedmaßen raubt. Weil sich während des Aufenthaltes in der Klinik der Gesprächsstoff zwischen den Patienten unverkrampft, fast selbstverständlich, ergibt, kennen die Genesenden spätestens bei ihrer Abreise den Grund des vermeintlichen Krieges. Es ist die Technik, weil sie unbeherrschbar wird und die Menschen längst überfordert. Zertrümmerte Oberschenkel, abgerissene Unterschenkel, Mehrfachbrüche, aschfahle Gesichter und unendlich traurige Augen; das ist der Preis. Aber noch etwas versteckt sich in den Mauern dieser Klinik, etwas, das man auf den dritten oder vielleicht vierten Blick erkennen kann, Zuversicht. Sie leuchtet in den Gesichtern derer, die den Rollstuhl durch Gehilfen ersetzen und wieder aufrecht gehen können. Dabei ist es unerheblich, ob das Laufen nur mit Prothesen möglich ist oder auf den eigenen zwei Beinen und an

Gehilfen; sie tragen alle dieses Leuchten auf den Gesichtern, das die Gänge der Klinik mit einem ganz besonderen Licht füllt. Es ist das Leuchten des gewonnenen Lebens, dessen Wert sich verdoppelt, weil es ein zweites Mal zur Verfügung steht und gelebt werden darf. Das ist sogar Schattenspringern bewusst.

„Kennst Du den Polizeipräsidenten in Berlin?“ Die Frage springt so plötzlich in ihr Zeitungsstudium, dass sie nicht einmal die Zeit hat, den Kopf zu heben.

„Wer will das wissen?“, fragt sie und schiebt ihre Zeitung zur Seite. Ein Patient, den sie bei der Konditionsgymnastik erstmals begegnet war, hatte die Frage gestellt. Er war ihr schon auf dem Weg zur Turnhalle aufgefallen. Sein nasses T-Shirt klebte am Rücken fest; es war von der vorangegangenen Trainingseinheit durchgeschwitzt. Ein Athlet, dachte sie, und wünschte sich für einen einzigen Augenblick 20 Jahre jünger. Dann holte sie tief Luft und zog humpelnd an ihm vorbei, nicht ohne sich noch einmal umzusehen. Was Männer können, können Frauen auch! Ein kurzes flüchtiges Lächeln fliegt zwischen den Augenpaaren hin und her. Vor der Turnhalle wird beiden klar, dass sie das gleiche Ziel hatten, die Konditionsgymnastik. Die Therapeutin kam, die Matten wurden ausgerollt und die Sportschuhe ausgezogen. Bis zu diesem Moment nahm sie an, der Athlet hätte die gleiche Verletzung wie sie, aber sie hatte sich geirrt. Ihm fehlte der komplette Vorderfuß! Die Schockstarre, die sie normalerweise bei unerwarteten Bildern ereilt, wurde von der einsetzenden Musik und dem Befehlston der Therapeutin unterbunden. Jetzt stand der Athlet vor ihr in der Cafeteria und wollte eine Antwort haben.

„Ach Du bist das! Hast auf meine Behandlungskarte geschickt, richtig?“ Die Feststellung versteht er als Einladung und setzt sich neben sie. Ein Plausch zwischen Patienten in der Cafeteria der Klinik. Nichts Ungewöhnliches.

„Ja, ausnahmsweise! Weil Du noch so fit bist, wollte ich wissen wie alt Du bist und da habe ich ganz oben auf der Karte gelesen; ‚Der Polizeipräsident in Berlin‘. Und? Kennst Du ihn? “

„Nein, natürlich nicht! Ich kenne ihn nicht, jedenfalls nicht persönlich, und er kennt mich nicht! Enttäuscht?“ Wieder blicken sie sich in die Augen. Nein, Enttäuschung sieht anders aus, diese Augen blicken nicht enttäuscht sondern neugierig.

„Dann bist Du Polizistin in Berlin?“ Sie nickt.

„Cool!“ Er meint, was er sagt. Anerkennend, fast respektvoll klingt es! Ohne dass sie ein einziges weiteres Wort verliert, beginnt er zu erzählen.

„Weißt Du, ich komme auch aus Berlin, bin dort groß geworden und hatte schon als Kind viel mit der Polizei zu tun.“ Sie ahnt, es wird ein längeres Gespräch, zieht ihre Tasse Kaffee zu sich ran und schiebt die Zeitung weiter weg. Der Athlet erzählt ohne Luft zu holen von seiner Kindheit, dem Opa, den Prügeleien auf dem Schulhof, der Ohnmacht seiner Eltern und der Hilflosigkeit der Schule. Als er fertig ist, schaut sie ihn an. Kann er Wortlosigkeit ertragen? Er kann, spielt verlegen mit seinen Fingern und wartet.

„Wo hast Du Deinen Vorderfuß verloren?“, fragt sie ihn schließlich.

„Ich war selber schuld!“

„Das war nicht die Frage!“

„Er ist mir abgefahren worden auf einem U-Bahnhof in Friedrichshain, am Frankfurter Tor!“ Ihr Blick verliert sein Ziel und schweift aus dem Fenster ins Nirgendwo der sächsischen Berge. Wieso begegnet ihr weit weg von einem Berufsalltag, der längst zur Vergangenheit gehört, der wahrscheinlich einzige Berliner in einer Klinik voller Patienten, die aus ganz Deutschland kommen und der seinen Unfall genau auf dem Bahnhof hatte, der ihr durch die eigene Erfahrung in Erinnerung blieb? Manche Einsätze vergisst man nie!

„Ich kenne diesen Bahnhof!“

„Wirklich?“

„Ja, es ist lange her! Wie alt bist Du?“

„26 Jahre!“

„Dann hast Du damals gerade Lesen und Schreiben gelernt, als ich auf dem Bahnhof Frankfurter Tor mit Kollegen auf der Suche nach abgetrennten Gliedmaßen den Bahnsteig abgelaufen bin. Zeugen berichteten, dass sich eine junge Frau vor den einfahrenden Zug geworfen hatte. Wir wussten nicht, wo sie- oder das, was von ihr übrig geblieben war- lag und den Zug einfach zur Seite schieben, ging natürlich nicht. Wir schauten zwischen dem Spalt, der die U-Bahn von der Bahnsteigkante trennt und da sah ich plötzlich ein Bein liegen. Es war eigentlich nicht schlimm! Erst als sich das Bein bewegte, erschrak ich. Ich rief meine Kollegen und während sie zu mir eilten, fing unterhalb des Zuges eine weibliche Stimme an zu fluchen. Sie schimpfte, weil sie es nicht einmal fertig brachte, sich umzubringen. Ich bat inständig, sie möge das Bein vom Gleis nehmen, aber sie schob es immer wieder in die Nähe des Rades und hoffte, der Zug würde gleich weiterfahren und ihr die nächste Gelegenheit bieten, den Selbstmordversuch zu vollenden. An viele Einzelheiten kann ich mich nicht mehr erinnern, aber ich weiß noch, dass die Feuerwehr die Frau irgendwie auf den Bahnsteig bekamen und alle völlig überrascht feststellten, dass sie bis auf wenige Schürfwunden weitgehend unversehrt geblieben war. Sie war lediglich verdreckt und zwar ringsrum, als hätte eine imaginäre Hand sie wie eine Roulade im grauen Staub zurechtgerollt. Unablässig schimpfte sie weiter!“ Der Athlet schwieg. Er rang mit seiner eigenen Geschichte und stellte dann richtig:

„Ich bin nicht gesprungen, das hätte ich nie getan! Ich habe mich geprügelt - wie so oft - und fiel mit meinem Gegner ins Gleisbett. Von mir war nichts mehr übrig! Meinem Gegner ist ‚nur‘ der Oberschenkel abgetrennt worden, aber bei mir war alles kaputt!“

„Alle Achtung! Dann hat die Kunst von Ärzten bei Dir aber mehr als ein Wunder vollbracht! Und genaugenommen ist der fehlende Vorderfuß dann nicht mehr als ein Schönheitsmakel, der im Schuh verschwindet! Alles ist relativ! Einstein hatte schon recht!“

Die Zeit war vorangeschritten und die nächsten Termine warteten.

„Warum hast Du Dich geprügelt?“ fragt sie den Athleten noch, wohlwissend, dass die Zeit langsam knapp wird. Er schüttelt fast unmerklich den Kopf.

„Ich muss gehen! Die nächste Behandlung! Du verstehst!“ Sie versteht selbstverständlich, die Frage kam noch zu früh. Wenn sie Glück hat, wird sie eine Antwort bekommen, später.

Später ist früher als sie dachte, denn bereits zwei Tage nach dem ersten Gespräch verspürt er den Wunsch „einfach nur zu quatschen“. Aus dem nichts ist er wieder präsent!

„Du wolltest wissen, warum ich mich geprügelt habe?“

„Nur, wenn Du mir das sagen willst! Es ist interessant zu hören, warum die Menschen handeln wie sie handeln. In der Vergangenheit habe ich die Menschen nicht fragen können, es war nicht notwendig! Wenn sie überlebten, kamen sie ins Krankenhaus, wir schrieben unsere Berichte und man sah sich nie wieder. Wenn sie nicht überlebten, waren sie tot.“ Sie macht eine Pause und lässt die Worte wirken.

„Tot, verstehst Du? Tote werden höchstens von Pathologen befragt, aber nicht von Schutzpolizeibeamten, weil das nicht unsere Aufgabe ist. Und trotzdem beeinflussen ihre Taten unsere Handlungen in der Zukunft. Ich konnte beispielsweise wochenlang keinen U-Bahnsteig mehr betreten. Wie bist Du damit klar gekommen?“

„Anfangs war das sehr schwer, aber irgendwann ist ein Bild übrig geblieben, das der beiden Scheinwerfer, die auf mich zurasen.“

Wieder treffen sich ihre Blicke. Seiner scheint eingefroren zu sein.

„Ich brauch was zu knabbern!“ sagt sie, steht auf, holt eine Packung „Toffifee“ und reißt die Verpackung vor seinen Augen auf. Das Geräusch löst die Vereisung, er fängt an zu blinzeln.

„Du wolltest wissen warum? Ich weiß es nicht! Es gab einen Hebel in meinem Kopf, der ist einfach umgeschwenkt. Das war schon so als ich noch ein Kind war. Meine Familie konnte nichts dafür. Mein Bruder ist ganz normal zur Schule gegangen, hatte nie Probleme. Ich glaube, Schuld war ein Schneeball! Den hatte damals in meiner Grundschule ein anderer Schüler einem Lehrer in den Rücken geworfen. Wir waren mehrere auf dem Schulhof, aber weil ich als Draufgänger bekannt war, hat man mir die Schuld gegeben. Das ging so weit, dass der Lehrer behauptete, er hätte mich werfen sehen. Dabei hat ihn der Schneeball im Rücken getroffen. Ich war so wütend und das wurde immer schlimmer. Ich konnte diese Wut nicht beherrschen und deshalb landete ich in einem Heim, in dem nur solche Jungs waren und dort ging die Prügelei weiter. Die Erwachsenen hat das nicht interessiert, der Hebel sprang immer brutaler und schneller um...“

„...die U-Bahn hat Dich ausgebremst?“

„...vielleicht hat sie mich vor der Zeit ausgebremst! Mein Opa meinte, ich wäre Mitte Zwanzig zur Vernunft gekommen, aber ich denke die U-Bahn hat den Hebel tatsächlich abgefahren. Danach bekam mein Leben wieder eine Struktur. Meine Familie hat mich aufgefangen, ich habe eine Ausbildung zum Glasbläser gemacht und arbeite in diesem Beruf.“

„Du hast Deine zweite Chance genutzt!“ stellt sie fest.

Die Packung Toffifee ist leer. Das Gefühl für die Zeit schwindet.

„Die Zweite?“, sagt er und es klingt wie ein Vorwurf.

„Ich lebe schon mit der dritten Chance!“ Er greift nach der leeren Packung Toffifee und drückt seinen Daumen in die runden Löcher in denen die Süßigkeit steckte. Sie nimmt ihm die Verpackung aus der Hand und versenkt sie im Papierkorb.

„Das verstehe ich nicht.“

„Schau meine Schuhe an. Sie sind ein Erbstück meines Opas. Er ist gestorben...“ Der Athlet fängt an zu weinen. Es ist ihm peinlich, ihr aber nicht und das sagt sie ihm. Er möge sich von niemandem einreden lassen, dass Männer nicht weinen dürften. Seine Tränen stören nicht und so fährt er fort:

„...und hat mir diese Schuhe hinterlassen. Sie wurden in einer orthopädischen Werkstatt meinem Fuß angepasst und als ich sie endlich tragen konnte, bekam ich permanent Kopf- und Nackenschmerzen. Es fühlte sich an, wie eine Zange im Nacken. Bei der Suche nach der Ursache dieser Schmerzen fanden die Ärzte einen Nierentumor. Er musste entfernt werden und ich werde seither das Gefühl nicht los, mein Opa hat mir die dritte Chance gegeben.“

„Dann wird das genauso sein!“

Fast hatten die beiden Gesprächspartner Zeit und Raum vergessen. Ihr fiel zuerst ein, dass sie sich beeilen müssten, wenn sie noch ein Abendbrot bekommen wollten, denn in der Klinik wurde früh am Abend die Küche geschlossen.

Der Athlet beendete zwei Tage später seine Rehabilitation. Er gesellte sich nicht noch einmal zu ihr. Es war alles gesagt! Der Sprung vom Schatten zurück in die Sonne war geschafft und sein Opa war näher als er dachte. „Ich sehe Dich doch, kann Dich umarmen, hochheben mit Dir sprechen, also bist Du noch da!“

Falkensee, den 29.09.2013